

# BUCHBESPRECHUNGEN

## Heilige Schrift

*Hermann, Ingo:* Das Markusevangelium. 2. Teil (8, 27 – 16, 20). Düsseldorf, Patmos 1967. 122 S., brosch. DM 6,80.

Der erste Teil dieses „Kleinkommentars“ wurde bei seinem Erscheinen in dieser Zeitschrift gewürdigt (39 [1966] 152). Der nun vorliegende zweite Teil kommentiert die zweite Hälfte des Mk-Evangeliums. Wiederum ist es die Absicht des Vf., die einzelnen Abschnitte von der zugrundeliegenden kerygmatischen Aussageabsicht her für den heutigen Leser verständlich zu machen. Er tut das – entsprechend der Zielsetzung der Reihe – unter Verzicht auf wissenschaftlichen Apparat und auf Exegese des kleinen Details. Diese Beschränkung auf das Wesentliche ist wohltuend, bewirkt aber wohl auch, daß man da und dort die tiefer schürfende Auskunft über eine Schwierigkeit des Textes vermißt. Aber dieses Ungenügen mag den Leser dazu bewegen, ein größeres Kommentarwerk in die Hand zu nehmen; denn der Kleinkommentar kann kaum mehr als einen vertiefsten ersten Kontakt mit der Schrift vermitteln. Diese Aufgabe hat der Vf. in vorbildlicher Weise gelöst.

*N. Mulde SJ*

*Kehl, Nikolaus:* Der Christushymnus im Kolosserbrief. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zu Kol 1, 12–20 (Stuttgarter biblische Monographien, 1). Stuttgart, Kath. Bibelwerk 1967. 180 S., brosch. DM 22,–.

Der erste Band der wissenschaftlichen Monographienreihe des katholischen Bibelwerkes (SBM) bietet ein Thema, das sicher nicht nur Fachexegeten interessiert: Herkunft und Auslegung des Christushymnus (Kol 1, 15–20). Das Motto der Untersuchung: *Torquet interpetes et vicissim ab illis torquetur*. Ständige Gesprächspartner: die heute geläufigen, freilich auch wieder in sich nuancierten religionsgeschichtlichen Ableitungen eines hellenistischen Urhymnus.

Die Einleitung hebt die aktuelle Bedeutung der Hymnusauslegung hervor (Christus und die Evolution, Motiv der Inkarnation). Dann führt ein Kapitel über die Strukturanalyse von Kol 1, 15 ff. noch zu der Möglichkeit, „daß der Verfasser des Kolosserbriefes auch den Hymnus verfaßt hat“ (51), obwohl schon schwerwiegende Bedenken bestehen, denn er ist nicht das Ergebnis eines einzigen genialen Wurfs. Diese Bedenken lösen sich jedoch zum Schluß insofern, als es heißt, es sei „ziemlich belanglos, ob die literarische Formulierung von Paulus selbst oder aus seinem Kreise stamme“ (163). Die Grundform des Hymnus stehe fest in der paulinischen Theologie, habe aber schon vor der Auffassung des Kolosserbriefes existiert.

Die Analysen im Zentrum der Dissertation behandeln die Christus-Titel „Bild Gottes“ und „Erstgeborener“. Sie kreisen um das Mysterium der Schöpfungsmittlerschaft Christi. Das Ergebnis des Vf. läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Die eigentliche Schöpfungsmittlerschaft liegt nicht in den Prädikationen, sondern in ihren Begründungen (98). Es handelt sich nicht „um ontische Konstitution, sondern um geschichtliche Intention“ (108). Der Hymnus sagt nicht, Christus war an der Schöpfung beteiligt, weil er die Eikon des unsichtbaren Gottes ist, sondern umgekehrt: weil er als Präexistenter an der Schöpfung beteiligt war, darum ist er Eikon (77). So liegt es nahe, auch die Prädikation Christi als Erstgeborenen von der messianischen Tradition abzuleiten (im Gegensatz zur religionsgeschichtlichen Bestimmung, die im ganzen Urhymnus nur rein hellenistisches Gedankengut sieht) (87). Die gängige Bibelübersetzung „Erstgeborener vor aller Schöpfung“ ist fragwürdig (85). Mit einem Wort: der Hymnus preist die theologische Vorangelegtheit des Universums auf Christus hin.

Auf diese Weise vermeidet der Vf. die Schwierigkeit, die in anderen Auslegungen aufzutauchen pflegt, nämlich, wie das All, das von Natur aus schon den Schöpfungs-

mittler zum Haupt habe, überhaupt noch einer Erlösung bedürfe (98). Von der kosmischen Interpretation des Haupt-Leib-Motivs im Hymnus kann er getrost Abschied nehmen (97), und das Motiv der Allversöhnung in Kol 1, 20, dessen Auslegungsgeschichte eine Geschichte der Vergewaltigung des Textes sei (126), rückt er in die Nähe paulinischer Terminologien (181). Auch der Versuch einer motivgeschichtlichen Einordnung des Ganzen, der anhand des Ausdrucks „Weltelelemente“ unternommen wird, verbindet zum Erstaunen einer Exegese, die ein Jahrhundert lang diese „Stoicheia“ weitgehend als Geistwesen bestimmt hat, den Hymnus mit dem Römerbrief (160), denn es kann als gesichert gelten, daß der Ausdruck „Weltelelemente“ für „geschaffene Dinge“ steht (157).

Es ist verständlich, daß der Vf. gegen eine Exegese kämpft, die die Unvereinbarkeit des Urhymnus mit dem genuinen Paulus behauptet, weil er den Menschen in Gefahr bringe, sich in einer falschen Heilsicherheit zu wiegen. Seine Lösung besteht allem Anschein nach weitgehend darin, die Nicht-Existenz des Problems nachzuweisen. Ob ihm der Nachweis gelungen ist? – Die Spannung zwischen den eschatologisch-soteriologischen und archetypisch-kosmologischen Elementen in den Aussagen über Christus als Schöpfungsmittler kann wohl nicht einfach bestritten werden. Vielmehr ist über die Vereinbarkeit griechischer und hebräischer Vorstellungs-Schemata zu sprechen: die Polemik gegen das Griechentum, die sich in der Theologie der letzten Jahrzehnte bemerkbar gemacht hat, war keine gute Sache. Gewiß ist Christus als eschatologische Zusammenfassung des Weltprozesses der Schöpfungsmittler. Aber ist er gerade so nicht das eigentliche Proton? Begeht der Vf. vielleicht letztlich den gleichen Fehler wie seine Gegner (nur freilich aus konträrer Position): Eschatologie und Protologie gegeneinander auszuspielen? – Wenn es eine Einseitigkeit war, zu sehr an der Vorzeitlichkeit oder Überzeitlichkeit Gottes interessiert zu sein (Frage der Gnadenwahl und der Ewigkeit im Augenblick), so liegt eine solche nicht weniger in einer Überbetonung der Nachzeitlichkeit Gottes in einem paneschatologischen Traum. Christus ist nicht nur Omega, er ist ebenso Alpha.

Es bleibt abzuwarten, wie weit die Untersuchung Kehls dazu beiträgt, die starren Fronten in der Auslegung des Christus-hymnus aufzulockern. Seinem diesbezüglichen Wunsch (9) wird man sich nicht ohne Hoffnung, aber auch nicht ohne jeden Zweifel anschließen können.

F. J. Steinmetz SJ

*Hierzenberger, Gottfried:* Weltbewertung bei Paulus nach 1 Kor 7, 29–31. Eine exegetisch-kerygmatische Studie (Kommentare und Beiträge zum Alten und Neuen Testament). Düsseldorf, Patmos 1967. 188 S., kart. DM 24,–.

Das Interesse des Lesers wird sich wahrscheinlich zunächst auf den 2. Teil der gedankenreichen Arbeit, nämlich auf die ausdrücklich kerygmatischen Studien, konzentrieren. Der Vf. bemüht sich nicht nur um die Auslegung von 1 Kor 7, 29–31 („Möchten also hinfert jene, die Frauen haben, so leben, als hätten sie keine; die Weinenden so, als weinten sie nicht“ ... usw.), er will nicht nur Überlieferer des Wortes sein, er will verständlich verkündigen, obwohl er im Religionsunterricht, bei der Predigt und im Gespräch die Schwierigkeit der Aufgabe kennengelernt hat.

In den grundsätzlichen Erwägungen zum heutigen Verständnis des Kerygmas fällt auf, daß der Vf. nicht zu jenen gehört, die mit dem Schlagwort „existentielle Interpretation“ gegen Formulierungen zu Felde ziehen, welche den Ursachen der Wirkungslosigkeit der heutigen neutestamentlichen Verkündigung nachspüren (136 ff.). Er bedauert das weitgehende Fehlen einer Philosophie des Verstehens in der katholischen Theologie, was auf dem Hintergrund der verarbeiteten protestantischen Literatur durchaus verständlich ist. Einer Enttäuschung des Lesers über sein eigenes Angebot kommt der Vf. zuvor, indem er sich „des Dilettantischen seines Versuches bewußt“ ist (142). Was aber tatsächlich an Faktoren zusammengetragen wird, die als hermeneutische Kriterien für die heutige Auslegung von 1 Kor 7, 29–31 wichtig sein könnten, ist vielseitig und sicher beachtenswert. Mit innerer Spannung wartet man so auf die konkrete Anwendung der Gesichtspunkte. Nicht alle Akzente, die Paulus in seiner eschatologischen und ethischen

Verkündigung gesetzt hat und setzen mußte, sind heute von gleicher Wichtigkeit (161 ff.). Wenn auch Paulus in seinem Weltverständnis „doch noch stark von der Weltangst des Hellenismus beeinflußt“ (163) war, implizieren die Vorbehalte von 1 Kor 7 nicht etwa Weltabwertung oder Weltverneinung. Das Anliegen der Untersuchung liegt insgesamt in der Richtung des „weltoffenen Christen“, was jedoch im Sinne des dialektischen Verständnisses des Vf. durchaus paulinisch genannt werden kann.

Falls der Leser das Ergebnis der kerygmatischen Studien etwas mager oder noch nicht radikal genug finden sollte, so empfiehlt sich der 1. Teil der Untersuchung durch ausgewogene Einzelexegeten und bibltheologische Durchblicke zur paulinisch Eschatologie und Ethik, die durchweg auf der Höhe der Diskussion stehen. Was hier zur Situation in Korinth, zur Naherwartung der Parusie, zur Meinung des Paulus über die Ehe oder zum paulinischen Weltverständnis gesagt wird, zeigt solide Kenntnis der Literatur und lebendigen Umgang mit der Sache. *F. J. Steinmetz SJ*

*Bauer, Joh. B.: Die Neutestamentlichen Apokryphen (Die Welt der Bibel 21).* Düsseldorf, Patmos 1968. 111 S., kart. DM 6,80.

„Was die Kirche in ihrem Schriftkanon nicht haben wollte, das lernen wir in den apokryphen Schriften kennen“ (12). Es soll in etwa anschaulich werden, daß die Kir-

che bei der Kanonabgrenzung eine glückliche Hand gehabt hat. Das ist dem Vf., der sich den einschlägigen Werken von Michaelis und Hennedke-Schneemelcher weitgehend verpflichtet weiß (7), trotz des geringen zur Verfügung stehenden Raumes gelungen. Die zusammengestellten Beispiele apokrypher Evangelien, Apostelgeschichten, Briefe und Apokalypsen bieten einen solchen Überfluß an Vordergründigkeiten, frommer Neugier und monströsen Wundergeschichten, daß man mit neuer Genugtuung die nüchterne Darstellung der kanonischen Schriften konstatieren wird.

Freilich will das Büchlein nur einen ersten Einblick in die Welt der Apokryphen verschaffen. Die Problematik des Begriffes „apokryph“ ist kaum sichtbar. Wer sich für den Unterschied heidnisch-gnostischer und christlich-gnostischer Werke interessiert, wird auf weiterführende Literatur verwiesen. Tiefere Gesichtspunkte für die Erfassung des differenzierten Phänomens der Gnosis sind bei dem gesteckten Rahmen nicht zu erwarten. Es muß nicht unbedingt die Einfalt des katholischen Lesers sein, die den häretischen Charakter einer Schrift verkennt, wie B. zuweilen anzunehmen scheint (vgl. 78).

Die Hinweise des Vf. zur Reinigung des liturgischen Festkalenders (Darstellung Mariens im Tempel, Joachim, Anna) finden hoffentlich Beachtung. Wohl nicht zu Unrecht sieht er hier unglückliche Zusammenhänge (108).

*F. J. Steinmetz SJ*

## Frömmigkeitsgeschichte

*Johnston, William: The Mysticism of the Cloud of Unknowing. A modern interpretation. With a foreword by Thomas Merton.* New York-Rome-Tournai-Paris, Desclée 1967. XVI, 285 S., Ln. FB 225,-.

„Die Wolke des Nichtwissens“ (nach 1350) steht unter den klassischen Werken der Englischen Mystik Meister Eckhart oder Tauler am nächsten (vgl. GuL 37 [1964] 129–131). Johnston interpretiert die Lehre dieses Hauptwerks eines unbekannten Engländer im Blick auf Versuche, die dieser

Art von Mystik den christlichen Charakter absprechen wollen. Allzuoft und, wie mir scheint, die spezifische Nuance verfehlend, ruft er dabei den hl. Thomas zur Hilfe. Ähnliches tat vor vierzig (!) Jahren O. Karner bei Meister Eckhart. An der Orthodoxye der „Cloud of Unknowing“ kann man nicht zweifeln. Aber ihre Eigenaussage ist mit dieser Feststellung noch nicht ergriffen. Welcher andere Weg eher zum Ziel führen könnte, mag eine Lesenotiz andeuten. Johnston merkt mit Recht immer wieder den Einfluß des Ps. Dionysius an, dessen „Mystica theologia“ von unserem unbekannten Autor übersetzt wurde; wenn er

aber mit seinen wissenschaftlichen Gewährsleuten nicht bemerkt hat, daß das „Bartholomäus“-Zitat (63) ein vielzitierter Spruch aus eben dieser „Mystica theologia“ ist (Chevallier, *Dionysiaca* 1937, 572; auch in der *Legenda aurea*), läßt sich ermessen, wie weit ab vom Ziel der thomistische Interpretationsversuch führt.

Seine Bedeutung wird das anschaulich und verständlich geschriebene Buch dort haben, wo es anscheinend konzipiert wurde; in Ostasien, in der Auseinandersetzung mit Zen-Buddhismus und fernöstlicher Religionsphilosophie. Für unsere Breitengrade darf es als nüchterne (der Autor setzt sich gelegentlich von der Lehre seiner Vorlage ab), didaktisch kluge Einführung (mit hilfreichem Register) in die Lehre des „Wolke des Nichtwissens“ gelten, kaum aber als philosophisch-theologische Auseinandersetzung mit dieser Art von geistlicher Theologie.

J. Sudbrack SJ

*Hilton, Walter: Glaube und Erfahrung (The scale of perfection).* Eingeleitet v. Hans Urs v. Balthasar (Lectio spiritualis, 10). Einsiedeln, Johannes-Verlag 1966. 318 S., kart. DM 28,-.

Einer der klassischen Texte angelsächsischer Spiritualität ist in dieser Übersetzung von Elisabeth Strakosch erstmalig in deutscher Sprache greifbar. Der Fachmann wird in dem breit ausgeführten Lehrbuch bald die überlieferte Mönchstheologie, Augustinus und seinen popularisierenden Schüler, Gregor den Großen, Bonaventura, die Viktoriner und die englische Tradition entdecken. Aus diesen Strömen fließen dem Verfasser auch Mäßigung, pädagogische Klugheit und unbedingte Ausrichtung auf die *Contemplatio* zu.

Die Übersetzung scheint uns gelungen zu sein. Natürlich spricht der Text des ausgehenden 14. Jhs. eine andere Sprache als die unsrige. Hier wäre eine „Interpretation“ wünschenswert. Wenn z. B. die aktenkundige (vgl. Knowles) Ehefeindlichkeit dadurch abgemildert werden soll, daß man einen Text auf „sinnliche Beziehungen zwischen Ordenspersonen“ abbiegt, wird der Tatbestand umgebogen: „Denn zweifellos ist so eine blinde Liebe, wie sie zuweilen zwischen Mann und Frau besteht und

gut undehrbar erscheint, auch wenn die beiden nicht durch Taten sündigen, in Gottes Augen doch völlig unlauter und arge Sünde“ (222).

Der Text sollte jeden interessieren, der sich theoretisch mit „Spiritualität“ beschäftigt; für den Menschen von heute aber, der auf ein Wort über die Begegnung mit Gott wartet, müßte dieses alte Instrument durch eine neue Hand, eine neue Auslegung zum Klingen gebracht werden.

J. Sudbrack SJ

*Knowles, David: Englische Mystik.* Düsseldorf, Patmos 1967. 190 S., Ln. DM 28,-.

Was soll man an diesem Werk des englischen Altmeisters mehr loben: die souveräne Stoffbeherrschung, die sich in der interessanten, klug ausgewählten Darstellung niederschlägt, oder die theologische Klarheit, die das besonnene Urteil des Verfassers leitet? Der Aufbau des Buches ist vorbildlich zu nennen: eine Begriffsbestimmung der christlichen Mystik, die auch demjenigen, der andere Wege sucht, hilfreich ist; eine historische Einordnung der „Englischen Mystik“, worin sich die Vorliebe des Verfassers für den hl. Thomas zeigt; eine kurze Skizzierung des „Englands der Mystiker“; und dann die Großen des mystischen Zeitalters: *Richard Rolle*, „der erste Meister der mittelenglischen Prosa“ († 1349), der sich allerdings nach Knowles in der Beurteilung der eigenen mystischen Erlebnisse getäuscht hat, aber dessen Einfluß in England heute noch spürbar ist; der Verfasser der *Wolke des Nichtwissens*, unbestrittener Höhepunkt der Darstellung des mystischen Weges; *Walter Hilton* († 1396) mit seiner „Stufenleiter zur Vollkommenheit“, die lange Zeit in England als klassisches Lehrbuch des christlichen Lebens galt; die Visionärin *Juliana von Norwich*, († 1416), bei der als einziger Knowles den Gipfel der Mystik findet; *Margery Kempe* († nach 1439), deren schriftlicher Nachlaß enttäuscht, die aber „bei all ihrer Hysterie“ eine große Christin und eine wichtige Repräsentantin ihrer Zeit war; und der Benediktiner *Father Augustine Baker* († 1641), ein kauziger Eigenbrödler, der die englische mystische Tradition noch einmal zum Leben erweckte und großen Einfluß erlangt.

te; bei aller Hochachtung übt Knowles an ihm die härteste Kritik: „Baker wird keinem wahren Kontemplativen den Weg zur Höhe zeigen. Er kann ihn sogar verleiten, einen Vorhügel für den Berg Karmel zu halten.“

Vielleicht sind manche Urteile Knowles' von seiner Vorliebe für die thomistische Deutung der spanischen Mystik beeinflußt. Andere Schulen werden z. B. dem „geistlichen Fühlen“ eine zentralere Rolle zuschreiben und dem folgenden Zitat nicht zustimmen: „Ebenso wie wir am schnellsten zum Wissen über geistliche Dinge kommen, wenn unsere leiblichen Sinne versagen, kommen wir auch durch Versagen unserer geistlichen Sinne am schnellsten zum Wissen über Gott“ (94, vgl. 112). Die Vergöttlichung des Menschlichen durch Christus kommt hier zu kurz (vgl. 75). Doch die souveräne Genauigkeit der Darstellung Knowles' erhebt dieses Buch über die private theologische Meinung des Autors hinaus.

J. Sudbrack SJ

*Thomas von Kempen: De Imitatione Christi. Nachfolge Christi und vier andere Schriften. Lateinisch und deutsch. Hrsg., eingeleitet und übersetzt von Friedrich Eichler. München, Kösel 1966. 589 S., Ln. DM 28,-.*

Dankbar muß registriert werden, daß die Texte zweisprachig gebracht werden und das Latein sich auch in der Interpunktions – die natürlich modern interpretiert wird – an den Autographen des Thomas von Kempen hält. Nur so kann der heutige Leser in die eigentümliche sprachliche Gestalt der „Imitatio Christi“ eindringen, die unauflöslich mit der inhaltlichen Aussage verbunden ist. Die mitherausgegebenen vier kleineren Traktate (495–575) aus derselben Brüsseler Handschrift bringen die Verfasserfrage erneut zum Bewußtsein: menschlich und religiös fallen sie offensichtlich gegenüber dem ersten oder dritten Buch der Nachfolge weit ab. Eine kurze, sympathische Einleitung (11–29) macht mit diesen Problemen und auch mit dem „Verfasser“ bekannt. Die Übersetzung ist gut lesbar; sie könnte aber meiner Meinung nach sich noch enger an die Sprachform des lateinischen Textes anlehnen. Z. B. III, 49: das „desiderium“, Sehnsucht, der Überschrift

wird im Text gelegentlich (1.5.9.10.) zu Wunsch oder (32) Verlangen; „libertas gloriae“ (11) ist mehr als nur herrliche Freiheit; auch für den Stamm „dign...“ (2.3) sollte man einen deutschen Begriff verwenden. Doch dies sind gegenüber dem gelungenen, einheitlichen deutschen Stil meist Ermessensfragen. Wichtiger wäre der Versuch gewesen, die unmittelbare Kraft der „Nachfolge Christi“ – der Titel ist bekanntlich nicht genau! – auch einem modernen Leser nahezubringen; doch diese Aufgabe hat sich der Herausgeber nicht gestellt.

J. Sudbrack SJ

*Schöndorf, Kurt Erich: Die Tradition der deutschen Psalmenübersetzung. Untersuchungen zur Verwandtschaft und Übersetzungstradition der Psalmenverdeutschung zwischen Notker und Luther. Köln-Graz, Böhlau 1967. XI, 278 S., 1 Karte, Ln. DM 38,-.*

Ziel dieser Marburger Dissertation ist die Erfassung und Neugliederung der deutschen Psalmenüberlieferung von „Notkers glossierte(r) Psalmenübersetzung“ um 1000, eines der großen deutschsprachigen Dokumente, bis auf Luther (39–153). Ein erstes Kapitel geht grundsätzlichen Fragen dieser Übersetzung nach (13–38), und das dritte zeigt an Beispielen aus dem Wortschatz, der Syntax und der formelhaften Wendungen Entwicklungslinien auf (154–246).

Abgesehen von den germanistischen Ergebnissen, die hier nicht zu beurteilen sind, bedeutet schon die bloße Erfassung und Gliederung der verdeutschten Psalmtexte (von Interlinearglossen bis zu Neudichtungen) einen wertvollen Beitrag zur Frömmigkeitsgeschichte. Auch einige Wortgruppen (benedicere, gloria, misericordia usw.) verdienen von dieser Seite Aufmerksamkeit. Irreführend allerdings ist es, wenn zwar erwähnt wird, daß Luthers spätere Übersetzungen nach dem Hebräischen angefertigt sind, aber nur vom Hebräischen zu verstehende Übersetzungen ohne Kommentar dem Vulgata text (z. B. 160; Ps 71, 17 Benedicere = ewiglich bleiben!) konfrontiert werden. Der einleitende Teil scheint uns das Versprechen, „die Bedeutung der Psalmen im religiösen Leben des Mittelalters“ zu skizzieren, nicht zu halten. Kleinigkeiten – Walafried Strabo als Autor der Glossa

Ordinaria; Übernahme der Ausbildungsordnung nach den „septem artes liberales“ erst mit dem scholastischen Denken (das in Wirklichkeit deren Ende einleitete); „Catenae“ auf Thomas von Aquin zurückgehend; Außerachtlassen der langen Tradition von Tituli Psalmorum – zeigen, daß die moderne geschichtliche und theologische Literatur nicht immer verwertet wurde. Man kann heute auch nicht mehr einfach hin die offizielle Kirche als Gegnerin der volkssprachigen Psalmenübersetzungen deklarieren (19. 21. 103). Einige Hinweise dazu

mögen genügen: das, was von den Steinen oder Langosch mit „Latein als Vatersprache“ sagen wollen; oder die innere Verknüpfung von Latein, Lesenkönnen und Bildung; Haimerls nicht erwähntes Buch über die mittelalterliche Gebetbuchliteratur (1952) oder Oedigers anscheinend nur im Literaturverzeichnis aufgeführte Arbeit hätten weiterhelfen können. Der Zentralteil der Arbeit, die Erfassung und Gliederung der Psalmenübersetzungen scheint uns allerdings sehr sorgfältig gearbeitet zu sein.

*J. Sudbrack SJ*

## Anthropologie

Mensch und Automation. Selbstentfremdung – Selbstverwirklichung. Ein Tagungsbericht. Hrsg. v. W. Bitter. Stuttgart, Klett 1966. 202 S., Ln. DM 16,-.

In diesem Tagungsbericht stellen sich Psychologen, Ärzte, Nationalökonomen und Ingenieure einem Problem, dessen Bedeutung noch schwer zu umreißen ist. „Automation“ steht eher schlagwortartig als zutreffend für einen Wandlungsprozeß in der heutigen Arbeitswelt, der von den einen als Fortschritt oft geradezu enthusiastisch begrüßt, von den anderen als Bedrohung des Menschen leise oder offen gefürchtet wird. Auf dem Hintergrund der Beschreibung und Bewertung der Arbeit als Selbstentfremdung des Menschen, wie sie K. Marx für das technische Zeitalter formuliert hat, wurde unter verschiedenen Aspekten nach der Notwendigkeit sowie nach den Möglichkeiten einer Selbstverwirklichung des Menschen durch seine Arbeit gefragt. Die der modernen Situation und Entwicklung innewohnenden Gefährdungen wurden durchaus nicht übersehen. Aber der Nachdruck lag auf der positiven Bewältigung der Fragen. Die Forderung nach persönlicher Verwirklichung des Menschen in und durch die Arbeit darf nicht überzogen werden. Automation ist nicht nur Gefährdung, sondern auch Chance, gerade für die Entfaltung des Humanum.

Das neue Verhältnis zur Welt, das die technologische Entwicklung herbeiführt, bedingt auch eine neue Einstellung des Menschen zur Gottesfrage und zum Religiösen.

Dieses Problem klang nur selten an, und auch dann nur indirekt, etwa, wenn befürchtet wurde, die Auffassung der Arbeit als Konstruktion der Welt und die Anwendung des Begriffes des Schöpferischen auf den Menschen versetze diesen in eine Halbgott-Situation. Schärfer artikulierte sich die Frage gegen Schluß des Tagungsberichtes, wenn gesagt wurde, die Umstände der technischen Arbeitswelt zwingen uns dazu, „unsere Kinder für den glaubensfreien Umgang mit einer Welt vorzubereiten, zu erziehen und auszubilden, die wir mit unserem Verstand zu verwalten und in Bewegung zu halten haben“ (193), und die existentielle Angst angesichts der sich auftuenden Nichtigkeit der Welt sei vermutlich „letzten Endes die Voraussetzung des gläubigen Verstehens der Welt und damit der heute möglichen Form der Gläubigkeit, auch der christlichen“ (193). Damit sind denen, die dem heutigen Menschen den Weg zum Glauben weisen wollen, ernste Probleme aufgegeben, von deren Lösung die Gläubigkeit der Zukunft abhängt.

*N. Mulde SJ*

*Choron, Jacques: Der Tod im abendländischen Denken. Stuttgart, Klett 1967. 335 S., kart. DM 28,-.*

Die Frage, ob der Tod mehr ist als die letzte Offenbarung der Sinnlosigkeit der menschlichen Existenz, hat die Menschen seit jeher bedrängt. Die vorliegende Studie verfolgt im Raum der abendländischen Philosophie die immer neu abgewandelten Versuche, den Menschen mit der Tatsache seines eigenen Todes auszusöhnen. Dabei

geht es dem Vf. aber auch um „philosophische Motivforschung“, die zeigen will, daß der Tod „der eigentliche inspirierende Genius oder der Musaget der Philosophie“ ist (Schopenhauer). „Die christliche Antwort“, welcher der Vf. einen der fünf Abschritte widmet, wird einerseits in ihrer außerdörflichen Geschichtsmächtigkeit herausgestellt – ein ganzes Jahrtausend bestimmte sie die philosophische Reflexion. Anderseits wird aber auch die heutige Krise gezeigt und schließlich festgestellt, daß sich angesichts der Todesnot „der Glaube an ein Fortleben, insbesondere jenes im christlichen Himmel... als kein sehr wirksames Heilmittel dagegen erwies“ (275). Mit der nihilistischen Folgerung einer absoluten Sinnlosigkeit kann sich der Mensch jedoch nie abfinden, und die Verdrängung des Todesproblems aus dem Raum der Philosophie gibt „eines ihrer tiefsten Probleme preis, das seit unvordenklichen Zeiten die Menschen bedrückt, verwirrt und immer wieder heimgesucht hat“ (279).

Choron weist darauf hin, daß der religiöse Glaube immer weiter an Boden verliert (280) und daß den meisten Menschen, wenn sie vor die letzten Fragen ihrer Existenz gestellt sind, „die Tröstungen der Kirchen nichts mehr sagen“ (8). Dies bedeutet für den christlichen Leser eine ernste Aufforderung: Der Christ darf nicht vor dem wirklichen Durchleiden der Fragen nach dem Tod in ihrer ganzen Bitterkeit sich diesen Trost selbst zusagen, sondern muß auch in seinem Denken bis ans Ende dieser Frage gehen, denn nur so kann er auf den Grund jener Glaubensstiefe gelangen, die den Vf. und wohl auch viele moderne Menschen überzeugen kann, „das absolute Vertrauen auf den Willen Gottes“, die „absolute Auslieferung an ihn“ (89), neu zu realisieren. Der Christ weiß: Nur in jener Tat, in der Christus sich selbst in bitterem Schweigen an den Vater auslieferte, und nur darin, daß Gott diese letzte Selbstauslieferung seines Sohnes an ihn angenommen hat, wurzelt die Auferstehung Christi. Nur, indem der Mensch sich in diese Bewegung des ‚Hinübergangs‘ (Pascha), der Auslieferung, hineingibt, eröffnet sich ihm der Glaube an die eigene Auferstehung als der Grundakt der menschlichen Existenz, der mehr ist als eine Flucht aus der Ausweglosigkeit des Denkens.

K. H. Crumbach

*Schermann, Rudolf:* Reportage über den Tod. Wien-München, Herold 1967. 204 S., Pappband DM 15,80.

Einerseits steht der Tod mitten in unserm Leben, und eine Zeit, die allem Tabu den Krieg erklärt, spricht über ihn, unmittelbar, ungezwungen; anderseits aber wollen wir immer weniger vom Tod wissen, verbannen ihn aus unserem Bewußtsein und erkaufen uns teure Illusionen, um seine Realität zu verschleiern. Das ist die Fragestellung dieses für einen breiten Leserkreis gedachten Buches, das die Prosa des Alltags in ihrer schlichten und verhaltenen Eleganz anklingen läßt und in keiner Weise durch strenge wissenschaftliche Gedankengänge glänzen will. Wer mehr sucht als Illusionen, den verweist es auf die Gestalten großer Sterbender: „Buddha oder das gedrosselte Leben“, „Albert Camus oder das Leben in vollen Zügen“, „Sokrates oder das intelligente Leben“, all dies aber nur als Vorbereitung auf die im Mittelpunkt stehende Gestalt Christi. Die völlig unpathetische Sprache, die in großer Selbstverständlichkeit die Fülle der alltäglichen Wirklichkeit des Menschen lebendig werden läßt, führt uns ebenso selbstverständlich zur ganz in dieses Leben hineingehörenden Gestalt Christi. Dieser Christus, der das Leben leidenschaftlich liebte und den Tod abgrundtief haßte, provoziert uns mit seinem Anspruch: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Er steigt hinab in die tiefsten Höllen unserer Existenz, und „dieser ans Kreuz genagelte, blutende, erniedrigte junge Gottmensch ist die absurde Wirklichkeit, ist das stets gültige Vorbild für den unter der Last der unmöglichen Situation leidenden und sich gleichzeitig gegen sie empörenden Menschen. Gott nahm durch ihn die leidenserfüllte Geschichte der Menschen in sich auf, indem er sie verstehen wollte, um helfen zu können“ (93). Durch die Auferstehung hat er den Bann gebrochen und den eigentlichen „Virus des Absurden“, die Sünde, überwunden und mit ihr alles, was das Leben mindert.

Der vorliegende Versuch ist eminent geistlich und ermöglicht es gerade dem jungen Menschen, dem das Nachdenken über sein Leben nicht zu unbequem ist, einen Weg echter Meditation zu finden.

K. H. Crumbach